



Ella



Ich habe es noch immer nicht geschafft aufzustehen. Leute verschiedenen Alters hetzten an mir vorbei oder humpeln, Ärztinnen in Kitteln und Pfleger in blauen Anzügen. Die Luft hier im Flur ist schlecht, zum Schneiden dick, aber jetzt weiterzugehen würde alles nur real machen. Ich habe meinen dunkelbraunen Zopf geöffnet, damit ich mein Gesicht hinter dem langen Haar verstecken kann.

Eben habe ich meine Onkologin Frau Dr. Kowalski kennengelernt. Groß, blonde Haare, ruhig und nicht sehr alt. Sie wirkt kompetent auf mich, auf jeden Fall im Gegensatz zu dem Chirurgen, der mir gestern die Nachricht verkündet hat.

»Werfen Sie die Flinte nicht ins Korn, Frau Bauer, das kann schon wieder werden. Achtzig Prozent in Ihrem Alter schaffen es.«

Seitdem geistert die Zahl durch meinen Kopf. Zwanzig Prozent schaffen es nicht. Was, wenn ich zu diesen zwanzig Prozent gehöre?

Die Onkologin im fensterlosen Sprechzimmer hat nicht über Zahlen gesprochen, sondern über Therapien. Die Wachstumsquote ist nicht sehr hoch und wir müssen erst in zwei, drei Wochen starten. Sie hat mir einen Termin im Kinderwunschzentrum gemacht, ich soll Eizellen einfrie-

ren. Chemotherapie macht oft unfruchtbar. Das wusste ich nicht. Morgen gehe ich hin, in diese besondere Klinik.

Ich schließe meine Augen und höre zwei Ärzte im Gespräch an mir vorbeihetzen. »Leukozyten niedrig ... halbe Dosis ... bald ...«

Mein Knie pikt, aber der Schmerz, den ich vor zwei Wochen hatte, der ist weg. Meine Lider sind so schwer, ich kann meine Augen nicht öffnen. Ich muss meinen Eltern Bescheid geben und meinen Freundinnen, ich muss die Uni informieren und meinen Job kündigen. Nur meine WG weiß bisher, dass mein plötzlicher Knieschmerz keine Sportverletzung war, sondern ein richtig großer Tumor im Knie, im Knochen. Alles geht so schnell. Schmerzen, MRT, Biopsie, immer wieder die Versicherung, dass es bestimmt etwas Gutartiges ist, weil ich doch erst achtzehn bin, viel zu jung für Krebs. Jetzt weiß ich, dass niemand zu jung ist für Krebs. Krebs macht keinen Unterschied und Krebs fragt nicht.

Die Metallbank, auf der ich sitze, sinkt ein bisschen ein. Ich höre Kleidung rascheln. Mit Mühe mache ich die Augen auf und blicke in das schmale Gesicht eines Mädchens. Rote Locken, allerdings ein unnatürlich weit hochgerutschter Haaransatz, eine dünne Mütze auf dem Kopf, blasse Haut, blaue Augen. Sie lächelt mich etwas schräg an.

Schnell schiebe ich meine Haare zur Seite und versuche, ebenfalls freundlich zu gucken, schaue dann doch schnell wieder geradeaus. Unter ihrem Schlüsselbein klebt ein großes Pflaster.

Ob das dieser Port ist, den ich auch noch bekomme?

Ich muss sie ganz schön angestarrt haben, denn sie richtet ihren Blick wieder auf mich und hält mir ihre schmale Hand hin.

»Luise«, sagt sie.

»Ella«, entgegne ich mit kratziger Stimme.

»Wartest du auch?«, fragt sie mich und streicht beiläufig die roten Locken hinter die Schultern.

»Nee, ich war schon. Und du?«

»Ich bin eigentlich gerade stationär da, aber ich dachte, dass es hier unten schneller geht mit dem Port.«

Ich nicke wissend, doch eigentlich habe ich keine Ahnung, wovon sie spricht.

»Bist du auch auf der Kinderonkologie?«, fragt mich Luise dann im Plauderton, als wäre es das Normalste auf der Welt.

»Nee, ich bin achtzehn«, sage ich. »Leider.«

»Ah«, sie nickt. »Okay, ich bin sechzehn, aber noch nicht so lange. Deshalb bin ich noch bei den Kindern.«

Wir schweigen wieder kurz.

»Wie fühlt sich denn so eine Chemotherapie an?«, frage ich dann vorsichtig.

»Ich hatte erst eine, die Diagnose des bösartigen Hirntumors ist bei mir noch ganz frisch ... Aber fühlt sich nicht schön an, die Chemo«, entgegnet sie. »Mir war ziemlich übel und ich war schlapp, aber nach ein paar Tagen ging es auch wieder.«

»Okay.« Ich habe Angst vor den Nebenwirkungen und

ich habe Angst, auf der Erwachsenenstation immer die einzige junge Frau zu sein.

»Bist du ab jetzt öfter hier?«, fragt mich Luise und fährt sich durchs Haar. Eine lange rote Strähne bleibt zwischen ihren Fingern hängen. »Oh Mist!« Sie zieht die Augenbrauen zusammen. »Die Haare fallen ganz schön aus seit gestern. Auf den Tag genau zwei Wochen nach der ersten Chemo.« Sie seufzt. »Schade, meine Haare mochte ich immer besonders gerne.«

Ich schaue auf die dunkelbraunen Strähnen, die auf meiner Schulter liegen. »Da habe ich auch Schiss vor. Meine Haare waren noch nie so lang wie im Moment. Aber ja, ich werde demnächst wohl öfter hier sein.«

Luise zückt ihr Handy. »Was hältst du davon, wenn wir Nummern austauschen? Vielleicht sehen wir uns ja mal, wenn wir eh beide hier rumhängen.«

»Klar!«, freue ich mich und hole ebenfalls mein Smartphone raus. Luise diktiert mir ihre Nummer und ich klinge sie an.

»Super.« Sie lächelt.

Dann kommen plötzlich drei Leute in den tristen Flur und blicken sich etwas orientierungslos um. Ein Junge, vielleicht so alt wie ich, zeigt auf uns. »Da ist sie!«

Ich denke erst, er meint mich, und ich zucke zusammen, doch sie gehören zu Luise. Die hat den Schritt mit der Familie also schon hinter sich. Die Eltern nicken mir flüchtig zu, doch der Junge reicht mir seine warme Hand.

»Jakob«, sagt er und lächelt. Er hat dunkle Augen, dun-

kelbraunes Haar und das gleiche schmale Gesicht wie Luise. Bestimmt ihr Bruder.

Jetzt wird es voll im Gang und die anderen wollen sich setzen. Ich erhebe mich ächzend und greife meine Gehstützen. »Ich muss dann mal«, sage ich.

»Melde dich, wenn du wieder hier bist!«, ruft Luise mir ermutigend hinterher.

Ich humple durch zwei weitere fensterlose Gänge zum Ausgang. Das rechte Knie pikst ein bisschen beim Laufen. Gruselig, dass ich den befallenen Knochen bei jedem Schritt spüren kann. Na gut, es ist die Knochenhaut. Wahrscheinlich habe ich den Krebs einfach Monate oder Jahre nicht bemerkt. Knochen haben keine Nerven, vielleicht hat der Schmerz mich gerettet.

Ich trete in die Sommersonne und atme tief durch. Sofort geht es mir besser, der Schwindel und das dumpfe Gefühl im Kopf werden weniger. Okay. Los. Nach Hause. Eltern anrufen. Und funktionieren.



Sina



»Und jetzt so doll pusten, wie du kannst!« Begeistert bläst die blonde Schwester ihre Backen auf und macht mir vor, wie ich in das Röhrchen pusten soll.

Unmotiviert sitze ich in einem Glaskasten und sie testen meine Lunge.

»Und los!«, ruft sie und ich blase hinein. Noch zwei Mal. Dann drückt sie etwas aus. »Ein bisschen weniger Kraft als vor anderthalb Jahren. Bring das bitte deinen Ärztinnen. Du hast zum zweiten Mal Krebs, ein Rückfall?«

Ich verdrehe die Augen und steige von dem kleinen Hocker. Ich hasse diese Fragen, bin aber zu schlapp für eine pampige Antwort und nicke nur.

»Willst du noch einen Keks?«, lenkt die Schwester schnell ab und hält mir einen Teller hin.

»Lebkuchen im Sommer?«, frage ich mit gerunzelter Stirn, aber ich nehme einen. Solange meine Mama das nicht sieht, ist alles gut. Ich schnappe mir einen zweiten und gehe grußlos aus der Tür. Da steht mein Bett. Ächzend krieche ich hinein, alles dreht sich. Meine Fassade kann ich nie lange aufrechthalten, dafür bin ich zu fertig. Ich schnappe mir mein Handy und schicke Lisa ein Selfie von meinem blassen Gesicht auf Krankenhausbettwäsche. Sie wird sich dann schon melden.